

Nr. 235. Bromberg, den 14. Oktober. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel. / Von Hans Possendorf.

Erster Teil.

Es war an einem Sommerabend des Jahres 1860, als Don Filippo Bossi, Priester an der Kirche San Giovanni Maggiore in Neapel, gerufen wurde, um einer Kranken die letzte Ölung zu geben. Begleitet von einem Ministranten, trat er aus der Nebenpforte des Gotteshauses auf den kleinen Platz und blickte suchend umher.

Der Ministrant deutet auf eine Gruppe von Frauen: „Die kleine Magere dort ist es, die Euch zu holen gekommen."

Don Filippo schritt auf die Bezeichnete zu. Diese aber war so eifrig damit beschäftigt, mit lauter Stimme und unter großem Gebärdenaufwande den anderen Weibern ein möglichst naturgetreues Bild von der traurigen Lage ihrer kranken Nachbarin zu entwerfen, daß sie den Priester erst bemerkte, als er ihr einen leichten Schlag auf die Schulter versetzte und sie in dem derben neapolitanischen Volksdialekt ansprach.

„Wollt Ihr es nicht lieber mir erzählen, was es mit der Kranken auf sich hat? Wir haben Eile!"

Unter wortreichen Versicherungen, daß sie es sich nie verzeihen würden, den Priester in der Ausübung seiner Pflicht aufzuhalten, zogen sich die Frauen zurück, und Don Filippo machte sich mit der kleinen Mageren auf den Weg. Zwischen hohen, finsteren Häuserreihen stiegen sie in ein steiles Labyrinth von engen, dumpfen Gassen, das damals noch den Raum des heutigen Börsenplatzes einnahm. Unterwegs wiederholte Donna Giuseppa, die Nachbarin der Kranken, dem Priester ihre wortreiche Schilderung, deren wesentlicher Inhalt etwa folgender war:

In einem Fondaco, einem jener schauerlichen Massenquartiere des alten Neapel, hauste neben einem Hundert anderer Elendsbewohner eine arme Witwe mit ihren zwei Kindern, einem siebenjährigen Jungen, namens Raffaele, und einem kleinen Mädchen von kaum elf Monaten, das in der Taufe den Namen Carmela empfangen hatte. Nach dem vor Jahresfrist erfolgten Tode ihres Mannes, des Hafenarbeiters Paolo Spadari, hatte die Frau den notdürftigsten Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder durch Aufwartedienste in einem kleinen Speisehause erworben. Vor einigen Wochen aber war sie an einem typhösen Fieber erkrankt, wie es so leicht die Bewohner der ungesunden tiefgelegenen Viertel Neapels befällt, und lebte seitdem von den kärglichen Almosen ihrer armen Nachbarn und von dem, was ihr Söhnchen auf den Straßen zusammenlas. Trotz aller Hausmittel, Beschwörungsformeln und Hexentränkchen waren die Kräfte der Kranken von Tag zu Tag mehr verfallen, und an diesem Abend fühlte sie sich so schwach, daß sie nach den Sterbesakramenten verlangte.

Das alles mit größter Ausführlichkeit zu erzählen, hatte die redegewandte Nachbarin nur wenige Minuten gebraucht; und nun benützte sie die günstige Gelegenheit, den Priester über die wilden Gerüchte zu befragen, die Neapels Bevölkerung in diesen Tagen in Aufregung versetzten: Ob es denn wirklich wahr sei, daß ein gewisser Garibaldi bereits einen großen Teil des „Königreiches beider Sizilien" erobert habe und nun die Residenzstadt Neapel bedrohe; ob dieser erfolgreiche Freischarenführer ein Ketzer oder ein Brigant sei, oder gar der Teufel in Person. Und als der Geistliche, zu vorsichtig, sich in diesen politisch bewegten Zeiten zu diesen Fragen zu äußern, nur vielsagend die Augenbrauen in die Höhe zog, schloß sie mit einem haßerfüllten Ausdruck in dem mageren Gesicht: „Das ist die Strafe der Madonna del Carmine für unseren König, weil er so viele wackere Männer hat einkerkern und verbannen lassen!"

Über das bräunliche Antlitz des Neapolitaners, auf dem sich Klugheit und Güte in seltener Harmonie vereinten, huschte ein Lächeln des Verstehens. Es war ihm sofort klar, wen die Frau meinte: Nicht die liberal gesinnten politischen Gefangenen — denn diese waren ja meist schon von dem Vater des regierenden Königs eingesperrt worden —, sondern die Mitglieder der Camorra, jenes seit mehr als hundert Jahren in Neapel bestehenden Verbrecherbundes, bezeichnete sie als „wackere Männer". Denn unter den Camorristen hatte König Franz II. einmal gründlich aufräumen lassen, im Gegensatz zu seinem Vater, Ferdinand II., der diesen gefährlichen Geheimbund nicht nur duldete, sondern ihn sogar gelegentlich für seine politischen Zwecke verwendete. Auch was die Frau von der Madonna del Carmine gesagt, paßte auf diese Aufnahme des Priesters. Wurde doch dieses Madonnenbild nicht nur von dem niederen Volke besonders gern angerufen, sondern sogar die Camorristen und Verbrecher Neapels wähnten sich unter seinem besonderen Schutze.

„So meint Ihr also wirklich," fragte Don Filippo schmunzelnd, „daß der König einen Verein von Spitzbuben und Verbrechern, wie die Camorra, als eine unantastbare und altehrwürdige Einrichtung respektieren müßte?"

Donna Giuseppa hatte ihren unvorsichtigen Ausspruch, den ihr die Leidenschaft auf die Lippen getrieben, sofort bereut. „Wer spricht denn von der Camorra?" erwiderte sie hastig und mit gekünstelter Unbefangenheit.

„Ihr, gute Frau!" gab der Priester trocken zurück. „Übrigens scheint Ihr von der „schönen und geehrten Gesellschaft" (beliebte Umschreibung für „Camorra") bisher noch nicht genug gerupft worden zu sein, weil Ihr sie gar so warm verteidigt. Oder tut sie Euch vielleicht nichts zuleide? Was ist denn Euer Mann von Beruf?" Und pfiffig dreinblickend, zog er mit einer blitzschnellen Bewegung des Zeigefingers das untere Lid am äußersten Winkel seines linken Auges ein wenig herab.

Donna Giuseppa aber hatte dieses Zeichen der so reichhaltigen neapolitanischen Gebärdensprache sofort verstan-

den: „Er ist wohl selbst ein Spitzbube?“ war der Sinn der schnellen Geste. Und die vorher so Redselige blieb nun plötzlich die Antwort schuldig.

„So sprecht doch und schüttet Euer Herz aus!“ fuhr Don Filippo fort. „Oder kennt Ihr mich nicht, daß Ihr so wenig Vertrauen zu mir habt? Wie lange wohnt Ihr denn in unserer Pfarrei?“

„Ich bin erst vor wenigen Monaten von der Porta Capuana hierhergezogen,“ erwiderte die Frau gedrückt.

„Ihr allein?“

„Mit meinen Kindern.“

„Und Euer Mann?“ Der Priester hielt bei dieser Frage die Finger der rechten Hand zu einem Gitter gespreizt vor sein Gesicht.

Auch diese Gebärde verstand die Frau sofort. „Nicht im Gefängnis. Er ist in „Tremmola“ (Volksausdruck für Tremiti, eine Verbannungsinsel im Adriatischen Meere), sagte sie mit einem verzweifelten Ausdruck in den dunkelglühenden, tiefliegenden Augen.

„Ah, so? Nun, gar so schlecht wird es ihm wohl dort nicht gehen,“ meinte Don Filippo. Und da er schon längst gemerkt, daß er es mit der Frau eines Camorristen zu tun hatte, fügte er gleichmütig hinzu: „Man sagt doch, daß die Camorramitglieder auf den Verbannungsinseln einen ganz schönen Tag leben — auf Kosten der anderen Gefangenen?“

„Davon weiß ich nichts!“ stieß die Frau mühsam hervor, denn plötzlich überfiel sie eine lähmende Angst, der Priester wolle sie aushorchen und sie wußte nur zu genau, was demjenigen drohte, der absichtlich oder fahrlässig ein Geheimnis des Verbrecherbundes preisgab: einem Manne der sichere Tod; einer Frau ein paar Schnitte mit dem Rasiermesser quer übers Gesicht, damit sie für ewig verunstaltet und gezeichnet sei.

„Dann wißt Ihr weniger als jedes Kind,“ gab der Geistliche mit spöttischem Bedauern zurück. „Aber Euch selbst mag es wohl schlechter gehen als Eurem Manne. Seit der König so viele Herren von der „schönen und geehrten Gesellschaft“ auf die Inseln geschickt und dadurch so viele Camorristenstrohwitwen gemacht hat, werden sicher an den Pensionsfonds der Gesellschaft hohe Anforderungen gestellt?“ In einem Tone, als handle es sich um die natürlichsten Dinge von der Welt, tat Don Filippo seine Fragen. Seit zehn Jahren war er in dem düsteren Hafenviertel tätig und daher mit der Wesensart dieses niederen Volkes, mit allen seinen Tugenden und Lastern vertraut.

Aber seiner Frage ausweichend sagte die Frau nur kurz und bitter: „Wir sind nicht mehr weit vom Verhungern.“

„Und wann erwartet Ihr Euern Mann zurück?“

„Für sechs Jahre haben sie ihn nach Tremmola geschickt. Wir werden uns wohl kaum wiedersehen.“

„So, meint Ihr? Nun, soll ich Euch etwas verraten?“ fragte der Priester gütig lächelnd. „Schon in wenigen Tagen werden Eure Kleinen ihren Vater wiedersehen. Fast alle Verbannten und Gefangenen kommen in diesen Tagen frei. Morgen früh wird man es schon in ganz Neapel wissen.“

Mit einem Ruck blieb das arme Weib stehen, krallte seine mageren Finger in das Gewand des Geistlichen und starrte ihm mit weitgeöffneten Augen ins Gesicht. „Ist das wahr? Wißt Ihr das genau? Ich werde meinen Mann wirklich wiederhaben?“ kam es stoßweise von ihren trockenen Lippen. Und als es ihr der Priester abermals versicherte, da fiel sie mitten auf der Gasse auf die Knie, reckte die Hände gen Himmel und schrie aus vollem Halse: „Heiligste, süßeste Madonna del Carmine, ich danke dir, daß du unserm König den rechten Weg gewiesen! Hilfreiche, Wundertätige, hier auf dieser Gasse, in diesem Augenblick gelobe ich dir, daß ich an deinem Altare zehn Kerzen —“

Aber ehe sie ihre verzückte Rede beenden konnte, zog sie der kräftige Arm Don Filippos empor. „Bringt nachher Eure Gelübde dar!“ sagte der bisher so milde Priester mit ungeduldiger Stimme. „Und vergeßt nicht, daß Ihr mich zu einer Sterbenden führen sollt, und daß Eile vielleicht sehr nottut!“

Und während die Frau etwas verblüfft, aber gehorsam neben ihm weiterschritt, fuhr er in strengem Ton fort: „Und bildet Euch bloß nicht noch ein, daß sich die heilige Madonna del Carmine für euch Halunken beim Könige verwendet habe! Die Sache liegt etwas anders: Um das Land und seinen Thron vor dem anrückenden Gegner zu retten, will der König mit den Liberalen Frieden schließen und alle Gefangenen, die seit Jahren in den Kerkern und auf den Inseln schmachten, freilassen. Daß durch diese allgemeine Amnestie auch alle Camorristen und Spitzbuben ihre Freiheit wiedererlangen, das, gute Frau, ist für diese „schöne und geehrte Gesellschaft“ eine große Gnade, ein letzter Wink der Madonna, auf dem Wege zum Verderben umzukehren. Gelobet meinetwegen der Madonna so viele Kerzen, als Ihr wollt; das ist ganz gut und schön. Aber vor allem gelobt ihr, daß Ihr tun wollt, was in Euren Kräften steht, um Euren Mann, wenn er zurückkehrt, wieder zu einem anständigen und ehrlichen Menschen zu machen!“

Einige Augenblicke schwieg die Zurechtgewiesene. Dann flüsterte sie zerknirscht: „Herr, wir waren so furchtbar arm. Nur dadurch ist mein Mann so weit gekommen daß . . .“

Da zuckte dem Priester auch schon wieder das Mitleid um die Winkel seines weichen Mundes. Aber er wollte es nicht merken lassen und unterbrach unwirsch: „Ach was! Ich war auch ganz armer Leute Kind. Mein Vater war Lastträger in Castellamare. Und trotzdem ist mein Bruder heute dort ein wohlhabender Makkaronifabrikant und dabei ein ehrlicher Kaufmann. Und ich bin ja auch gerade kein Strolch geworden. — Doch wir sind wohl am Ziel. Nun zeigt mir schnell das Zimmer der Kranken!“

Sie waren während seiner letzten Worte in ein ganz kurzes Sackgäßchen eingebogen, das durch eine hohe und schwärzliche fensterlose Mauer abgeschlossen wurde. Es war eines der scheußlichsten Massenquartiere dieses Viertels, der „Fondaco degli Schiavi“.

Durch einen düsteren Gang gelangten sie in einen Hof, der aber schon mehr einer Kloake glich. Der seit Jahren hier angesammelte Unrat, Abfälle und Kehricht, alles Schmutzwasser aus den unzähligen Wohnlöchern dieses feuchten Gemäuers bildeten hier eine stinkende Schlammgrube, in der es von Ratten und Ungeziefer aller Art wimmelte. Und nach diesem Hofe zu mündeten alle unmittelbar in die Wohnräume führenden Türen dieses Hauses. Die halb unter der Erde liegenden Stuben des untersten Geschosses waren nur durch hohe Steinschwellen vor dem Eindringen des Schlammes geschützt. Bei starkem Regen aber strömte der Unrat unaufhaltsam in die Gemächer der Bewohner. Zu den Stuben der vier übrigen Stockwerke gelangte man über wackelige Treppen und hölzerne Galerien, die sich außen an der Hausmauer entlangzogen. Gegen dreißig Türen wies dieses Gebäude auf; alle standen weit offen und ließen die ekligen Dünste eindringen, denn diese Türen waren die einzige Eingangspforte für Luft und Licht. Fenster gab es hier nicht.

Auf der Holzgalerie des dritten Stockwerkes angelangt, deutete Donna Giuseppa einladend auf eines der düsteren Löcher: „Bitte, hier hinein!“ Der Priester betrat den elenden Raum und schaute blinzelnd umher. „Immer gerade durch! Der letzte Raum!“ wies ihn die Frau weiter.

Zwischen Betten, Küchengeräten, Waschwannen, schlafenden Kindern und Katzen hindurch tastete sich Don Filippo vorwärts. Mit jedem Schritt wurde es dunkler, denn die hinteren Räume empfingen ihr Licht nur durch die Tür des ersten.

Im dritten Zimmer blieb Donna Giuseppa für einen Augenblick stehen. Seht, Herr, hier wohne ich!“ Und auf ein Bett deutend, von dem her leise Atemzüge hörbar wurden, fügte sie stolz und zärtlich hinzu: „Meine Kinder!“

In dem vierten, fast ganz dunklen Raume machte sie endlich halt und sagte flüsternd: „So, da ist sie, die Ärmste!“

Nach einigen Augenblicken hatten sich die Augen des Priesters soweit an die Dunkelheit gewöhnt, daß er den Raum übersehen konnte. Den ganzen Hausrat bildeten ein zerbrochener Stuhl, einige Töpfe, ein Bündel Lumpen und ein Strohsack. Und von diesem elenden Lager richtete sich nun die Gestalt der Kranken halb empor, mit dem einen Arm sich mühsam stützend, mit dem anderen an ihren welken, von Lumpen kaum verhüllten Körper ein kleines Wesen drückend, — ihr Töchterchen Carmela.

„Was ist denn? Was wollt Ihr?“ ächzte sie, vergeblich bemüht, das Gesicht des Eintretenden zu erkennen.

„Erschreckt nicht, liebe Frau! Ich bin es, der Priester Filippo von San Giovanni Maggiore. Ihr habt nach einem Geistlichen verlangt?“ Er trat an ihr Lager, beugte sich zu ihr nieder, und ohne Scheu vor all dem Schmutz und Elend legte er seine Hand mit einer fast mütterlich-zarten Bewegung auf das Haupt der Kranken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Segelboot.

Skizze von Wolfgang Federau.

Heute wie immer war es dasselbe. Ob seine Geschäftsreisen ihn drei Wochen oder nur drei Tage von der Familie fernhielten, am Schluß kam doch immer das Glück der Heimkehr. Kam ein Augenblick wie dieser, eben: daß er vor der Haustür stand, das er jenes vertraute, zwischen ihm und seiner Frau vereinbarte Glockenzeichen gab und nun wartete, ungeduldig. Zwei, drei Sekunden lang, die ihm wie ebenso viele Minuten erschienen. Die ausgefüllt waren mit der Zuversicht, alles genau so wieder anzutreffen, wie er es verlassen hatte, und mit der leisen Bängnis, irgend etwas könnte in der Zwischenzeit geschehen sein.

Aber natürlich war nichts geschehen, nichts Böses jedenfalls. Die Tür sprang auf; und Elsa, seine Frau, fiel ihm lachend und strahlend um den Hals. Und während sie ihn küßte, drängte sich Heini, der Fünfjährige, zwischen beide, rief: „Vati — Vati!", lachte über das ganze Gesicht und streckte dem großen, breitschultrigen Mann, den er Vater nannte, die Aermchen entgegen.

Der Abendbrottisch war schon gedeckt. Festlich gedeckt, mit lauter kleinen Dingen verziert, die ihm ein ungewöhnliches und nicht alltägliches Aussehen verliehen.

„Es ist gleich fertig", sagte Elsa aus der Küche, und „hat wirklich keine Eile" brüllte der Mann aus dem Badezimmer, wo er behaglich schnaufend sich einen dicken Wasserstrahl über Gesicht, Hals und Hände laufen ließ.

„Was machst du denn an meinem Koffer?" fragte der Vater heiter, da er, nach beendigter Reinigung, den Kleinen im Kontor vor dem ledernen Handkoffer entdeckte.

Heini sah ihn listig und zuversichtlich zugleich an. „Du weißt doch schon, Vati", sagte er.

„Ich weiß wirklich nicht", entgegnete der Vater, und das war die lautere Wahrheit.

„Das ... das Segelboot!" stammelte der Kleine und lächelte noch immer, hoffnungsvoll, in großer Gewißheit.

Der Vater erschrak. Er hatte ja Heini versprochen, ihm ein kleines Segelschiff mitzubringen, von der Reise, das in dem Wasserbecken auf der Plansch- und Spielwiese schwimmen konnte. Aber das ... ja, in dem Drang der Geschäfte hatte er es richtig vergessen. Wer konnte auch an so etwas denken, wenn man den Kopf mit anderen, wichtigeren Dingen voll hatte?

„Ich hab' es vergessen, Heini", sagte der Vater, „ich habe es ganz und gar vergessen."

„Nein" lachte der Junge breit, „nein", .."

„Ich habe es wirklich vergessen", wiederholte der Vater. Er machte jetzt ein Gesicht, dem man wohl glauben mußte. Ein ernstes und beinahe böses Gesicht. Der Junge sah es, und das Lächeln verschwand von seinen Lippen, wie weggewischt war es. Er verzog den Mund zu einer Schippe, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Gleich wird er losheulen", überlegte der Vater. Und dann erregte er sich. „Ich dachte, Heini, du freutest dich über meine Rückkehr, ja. Ich dachte, du hättest mich lieb. Aber ich sehe jetzt, daß es anders ist. Daß du dich freutest, weil du an das Segelschiff dachtest ..."

Der Junge hörte zu mit traurig verzerrtem Gesicht. Nein, eigentlich hörte er nicht zu. Er verstand nicht, was der Vater sagte; es glitt alles von ihm ab. Er verstand nur das eine: der Vater hatte ihm etwas versprochen, und — es nicht gehalten.

Plötzlich heulte er los, er brüllte, als wäre alles Unrecht, aller Jammer der Welt über ihn hereingebrochen.

Jetzt stürzte die Mutter herbei. „Ist ja gräßlich mit dem Jungen", rief der Vater. „Nun habe ich das Segelboot nicht mitgebracht, und schon stimmt er so ein Geheule an!

Dann, sich wieder dem Kinde zuwendend, schrie er es an: „Also, wenn du jetzt nicht gleich Ruhe gibst, bekommst du eins hinter die Ohren!"

Der Kleine flüchtete zur Mutter. Die sah ihren Mann vorwurfsvoll an, wollte wohl etwas sagen. Ehe sie den Mund öffnen konnte, kam dem Vater ein rettender Einfall.

„Also ich habe es ja gar nicht vergessen", log er. „Ich hatte keinen Platz im Koffer, Heini, und nun wird es mit der Post nachgeschickt. Morgen kommt es an."

Aber das Kind, einmal in seinem Glauben erschüttert, achtete nicht mehr auf diese Worte. Da packte den Vater der Zorn. „So", sagte er, und seine Hand klatschte auf die Wange des Kleinen, „und nun marsch ins Bett!"

„Ja", besänftigte die Frau das brüllende Kind, „komm — du bist müde."

Während die Mutter den Jungen im Schlafzimmer entkleidete und mühsam zur Ruhe brachte, ging der Mann im Eßzimmer hungrig und böse auf und ab. Da hatte er sich nun so auf die Heimkehr gefreut, und wegen einer solchen Unwichtigkeit mußte man sich den Abend, den ersten Abend daheim, verbittern lassen.

Dann kam Elsa. Sie setzten sich an den Tisch, begannen zu essen. Manchmal streifte sie den Mann mit einem stillen Blick; er las einen Vorwurf darin und die Meinung Elsas, daß er im Unrecht sei, daß er Heini ungerecht gestraft habe.

Ihm kam es jetzt, da er sich langsam beruhigte, selbst so vor. Aber er sprach nicht mehr von dieser Geschichte. Erzählte von seiner Reise, seinen Besprechungen, von dem und jenem, was er erlebt hatte. Langsam kam jene friedliche Stimmung, auf die er sich schon während der ganzen Bahnfahrt gefreut hatte.

Später, beim Schlafengehen, als er einen Blick auf den schlummernden Knaben geworfen hatte, der mit hochmütigem und ablehnendem Gesicht in seinem Bettchen lag, kam dem Vater die Geschichte wieder in Erinnerung.

„Es wird lange dauern, bis Heini mir verzeiht", dachte er, und eine leise Trauer rührte ihn an.

Aber am andern Morgen, da eben die ersten Strahlen der Sonne sich durch den Vorhang stahlen, entdeckte der Vater, aufwachend, Heini neben sich im Bett. Das Kind lachte strahlend, riß den Vater an den Haaren, patschte ihm mit seinen kleinen Händchen ins Gesicht.

„Na, Heini?" sagte der Vater fröhlich. „Ist's fein, daß ich wieder da bin?"

Der Junge nickte heftig. Dann, plötzlich, dicht am Ohr des Mannes, flüsterte er: „Kommt es heute — das Segelboot?"

Der neue Wintermantel

von Julius Kreis.

Frau Scheggl: „Zeit waar's ja scho, daß d' dir amaal wieder an neuen Mantel zualegast. Kimmst daher wi a Schlawiner. D' Fransn hänga dir vo de Armel weg, und an Kragn wenn ma aussiadat ... Muaß ma si direkt schaama, wenn ma nebn dir dahergeht.

Wos? — Es gibt nix Solides mehr seitn Kriag?! — Weilst halt du nix mehr Gscheits siehgst bei deine Tarockspezln. De ham freili koa Gfuil für a Gwand. — A so rumlaffa! Wias di nur net schaamst!"

Scheggl: „Gehn ma halt nachher ...!"

*

Im Geschäft: „An Wintermantel für den Herrn kriagatn mir. Scho was Bessers, was Guats. Ham S' vielleicht a bißl an dunkln, so a bißl an Salz- und Pfeffermantel. Mei Schwager hat aa mal bei Eahna van kaaft — war recht z'friedn damit! Wissen S', so a bißl was in Salz und Pfeffer war's. Das schmutzt net so leicht, das tragt si guat, des macht van aa jugendlich, net ..."

Scheggl, Idealfigur eines „kurpulenteren Herrn" aus Katalog B 5, hat geduldig wie ein braves Kind dreißig Mäntel anprobiert. — Der Verkäufer, höflicher junger Mann, klettert wie ein schwindelfreier Gemsbock in Regalen und Etagen herum und schleppt immer wieder herbei. Scheggl kennt dies seit seiner Kinderzeit. Viel lieber ging er zum Zahnarzt oder zu einer Blinddarmoperation. Der höfliche junge Mann und die kritisch prüfende Frau ziehen Scheggl an und aus, an und aus, und zupfen an ihm herum wie an einer Himbeerstaude. Was die Frau vorne hochzieht, zieht der junge Mann hinten wieder hinunter.

Scheggl steht wie der unglückliche Hiob vor dem Spiegel. Er geniert sich.

„Sag halt du aa was! Du redst nix, du deut'st nix! — Wos moanst denn?"

Scheggl hätte sich ja gleich für den ersten Mantel entschieden. Der junge Mann hat auch gesagt: Prima. Aber die Frau!

„Ja, wissen S', Herr, de Farbn stehn halt meim Mann net bsonders. Und zum Straplizieren sollt's halt aa sei! Wenn S' halt so was Salz- und Pfeffrigs hättn! Ham S' so was net?"

Der junge Mann preist den letzten Mantel an wie eine Geliebte — aber Frau Scheggl kann sich nicht entschließen. Der junge Mann klettert wieder eine Leiter empor, um in einem Mantelkamin zu verschwinden. Er bringt etwas in Salz und Pfeffer.

„Den nemma ma!“ sagt Herr Scheggl.

„Ja scho — aber die Qualität vom Schwager is er halt doch net, des war sc a ganz kloa karierter. Scho Salz und Pfeffer, Herr — aber in der Hauptsach doch mit so kloane Karo! — Wenn S' vielleicht oan mit so kloane Karo hättn . . .!“

Der junge Mann pflückt den Karo-Mantel wie ein Edelweiß von der höchsten Zinne.

„Ja, des ist so was in Karo! Aber z'hell! Bui z'hell halt. — Den hast in vierzehn Tag versaut! Wenn S' vielleicht a bißl an dunklern hättn, aa so Karo!“

Ein bißl ein dunkler Mantel schlägt um Scheggls Lenden.

„Scho eher! Gang scho eher! Aber de Gurtn, de schaugn halt so gigerlhaft aus. Ohne Gurtn ham S' koan? — So oan, mit Karo? Da ham S' uns vorher oan zoagt, da unter de Mäntel liegt er drin, der waar vielleicht doch . . . A Seidnfutter! Des ist halt was diffisils! Des hat Läus, wenn ma da net aufpaßt! — Vielleicht zeign S' uns doch no amal den erschtn. — Der hat a bißl was in Salz und Pfeffer ghabt. — Sag halt was! Sag halt du aa was! Stehst allweil da und net Gick und net Gack!“

Scheggl, ein Verschmachtender, jappt sein Ja. Er ist selig, daß es so weit ist. Auch der junge Mann ist selig. Er preist den erwählten Mantel mit einem hohen Lied und legt ihn zusammen. Frau Scheggl steht wie eine Wetterwolke am Horizont der Aktion. Die drei machen sich auf den Weg zur Packstelle.

„Daß dir jetzt so was gfallt! — So was ist noch net de Qualität vom Schwager.“ Sie kriegt den jungen Mann nochmal zu fassen. „Sie, Herr, wenn S' halt doch so freundli wär'n, i hab mir's jetzt wieder überlegt: Der oane mit dem Gurt waar halt doch a recht solids Tuach. Vielleicht könntn mei Mann doch no amal oziahng. — Solid ist er scho! Aber der Gurt! Des ist halt was für junge Leut! Der Gurt wann net waar . . . Moanst net, Xaver, daß der mit de Karo do besser waar, oder der blaue, — aber der is halt a bißl kurz . . . Wissen S' Herr, mir überlegen's uns jetzt no amal, mir komma na morgn vormittag mit'n Schwager, damit S' den sein Salz- und Pfeffermantel sehng — — entschuldigen S' halt vielmals . . .“

*

Scheggl (draußen): „Daß ma aber aa gar nix gfundn ham!“

Sie (ärgerlich): „Gfundn ham! Gfundn ham! — Weilst di halt du nia für was entscheiden kannst!“ —

Die eiserne Nacht.

Ein Bild aus dem Nordland von Knut Hamsun.

Um neun Uhr geht die Sonne unter. Es legt sich eine matte Dunkelheit über die Erde, ein paar Sterne sieht man, zwei Stunden später kommt ein Schimmer vom Mond. Ich wandere mit meiner Büchse und meinem Hund in den Wald, ich mache ein kleines Feuer, und das Licht meiner Flamme fällt zwischen die Kiefernstämme. Es ist kein Frost.

Die erste eiserne Nacht! sage ich. Und eine verwirrend heftige Freude über die Zeit und den Ort durchschüttelt mich seltsam . . .

Ein Hoch, ihr Menschen und Tiere und Vögel, für die einsame Nacht in den Wäldern, den Wäldern! Ein Hoch auf die Dunkelheit und Gottes Murmeln zwischen den Bäumen, auf des Schweigens süßen, einfältigen Wohllaut an meinen Ohren, auf das grüne Laub und das gelbe Laub! Ein Hoch auf den Laut des Lebens, den ich höre, eine schnüffelnde Schnauze im Gras, einen Hund, der über die Erde hin schnuppert. Ein stürmisches Hoch der Wildkatze, die auf ihre Gurgel sich niederduckt und sichert und sich zum Sprung auf einen Sperling bereitet, im Dunkel, im Dunkel! Ein Hoch auf die barmherzige Stille über dem Erdreich, auf die Sterne und auf den Halbmond, ja, auf den und jenen!

Ich erhebe mich und lausche. Niemand hat mich gehört. Ich setze mich wieder.

Einen Dank für die einsame Nacht, für die Berge, für das Rauschen der Finsternis und des Meeres, es rauscht durch mein Herz! Einen Dank für mein Leben, für meinen Atemzug, für die Gnade, heute nacht leben zu dürfen, dafür danke ich von Herzen! Lausche nach Osten und lausche nach Westen, nein, lausche! Es ist der ewige Gott! Diese Stille, die gegen mein Ohr murmelt, ist das siedende Blut der Allnatur, Gott, der die Erde und mich durchwebt. Ich sehe einen hellen Spinnenfaden im Schein meines Feuers, ich höre ein ruderndes Boot auf dem Meer, ein Nordlicht gleitet im Norden über den Himmel. Oh, bei meiner unsterblichen Seele, ich danke auch so sehr, weil ich es bin, der hier sitzt!

Stille. Ein Kiefernzapfen fällt dumpf zur Erde. Ein Kiefernzapfen fiel! dachte ich. Der Mond ist hoch droben, das Feuer flackert über dem halbverbrannten Haufen und will ausgehen. Und in der späten Nacht wandere ich heim.

Spätsommertag.

Von Wilhelm Luetjens.

Verwilderte Gärten in herbstlichem Prunken
umflammen der Wiesen vergilbendes Grün.
Verflogene Bienen umschwirren ihr Blühn,
die taumelnd von lockender Süße getrunken.

Schon lösen sich, müde vom schüttenden Regen,
verwelkende Blätter und sinken ins Gras.
Die Stille umfängt uns wie tönendes Glas —
beglückende Stimmen, die heimlich bewegen.

Wie unter verzauberten Himmeln geboren
sind diese Tage, so milde durchglüht,
aus nebelndem Morgen in Klarheit erblüht

und schon an das frühe Sterben verloren.
Spätsommer, verklärtes Gestade im Licht,
zieht magischen Kreis um dein Angesicht.



Bunte Chronik



Plastischer Film.

Die noch junge Photographie- und Filmtechnik hat in den Jahren ihres Bestehens eine ungeahnt schnelle Entwicklung genommen. Vom stehenden Bild zum Filmstreifen, Geränschfilm und Tonfilm führt der Weg zu den zahlreichen Versuchen, die jetzt zur Schaffung eines plastischen Films gemacht werden. Vor wenigen Tagen wurde nun in Berlin eine neue Erfindung, die plastische Bildwand „Pantoskop“, vorgeführt, die die Tiefenwirkung und die Plastik der gegebenen Bilder wesentlich steigert. Da nach den Forschungen des Physikers Helmholtz das menschliche Auge gerade Linien als gekrümmte hyperbolisch sieht, hat man hier erstmalig das Bild auf eine hyperbolisch gekrümmte Leinwand projiziert, so daß die photographisch aufgenommenen geraden Linien dem menschlichen Auge dadurch unversehrt und plastisch erscheinen. Die neue Pantoskop-Wand hat im Gegensatz zu allen bisherigen Erfindungen mit konkav gewölbten Hohlwänden der Bildprojektion in ihrer Mitte eine konvexe Krümmung, die eine bedeutende Verstärkung der Tiefenwirkung erreicht. Die neue Erfindung stellt auf dem Gebiete der Filmtechnik eine wesentliche Vervollkommnung dar.

*

Der Wunsch.

„Was sagte denn deine Mutter, als du auf die Hochzeitsreise gingst?“

„Kommt zusammen wieder zurück.“

Falsche Auffassung.

„Ich reise in Grammophonkoffern.“

„Ist das nicht furchtbar unbequem?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.